

**Haase.** Den armen Bürgern, die vergeblich ihre Muskel- und Stimmkraft an mir probiert, wollte nun einmal die Vögel- wärheit nicht bammern, daß einem Mittelstand Freigen nicht abzuküpfen sind. Erst als ich diverse Male auf die Anstöm- linge hingewand, wuchs ihre Einsicht fast blitzartig.

Den aus dem Zollhaus kommenden Reisenden war augen- scheinlich der Schädel noch ganz heiß, das Blut noch in stür- mischer Wallung, von dem Streite mit den Holländern. So konnte es ihnen auf ein wenig Streit mehr mit den Straßenbettel- nern nicht ankommen. In artiger Entfernung machte ich halt, um ein wirkliches, mit blutigem Ernst gespieltes Drama mit anzusehen. Beide Teile spielten den Kampf mit Virtuosität; die Eingeborenen geduldig, beharrlich; die frommen Pilger nervös, suchig, eifrig kreischend. Underschiedlich war das ganze Kampfspiel zwischen Pilgern und Bettlern, aber höchst ergötlich auch.

Unter der 45 000 Köpfe zählenden Bevölkerung Jassas scheint es Freunde und Förderer der totalen Distorie kaum zu geben. Noch nicht einmal eine Gebenkassette erinnert daran, daß es nahe- bei war, wo der Prophet Jonas von einem Seeungeheuer ver- schlungen wurde. Daß das Ungeheuer gleich nach der garstigen Zeit mit dem Tode abging, läßt die Ausstellung seiner Gebelne unklar erraten. Der christliche Teil der Bürgerschaft hält es auch nicht vornehm, die Zeiten der im Zeichen des Kreuzes mit Feuer und Schwert kämpfenden Vorfahren der Mit- und Nachwelt ins Gedächtnis zu rufen. Denn sonst hätten sie doch z. B. dem Besieger der Sarazenen, Richard Löwenherg (1101), ein Denkmal setzen müssen.

Das Jassa von heute scheint sich von dem Jassa der Bibel nur wenig zu unterscheiden. Denn das Aussehen der inneren Stadt kann nicht deprimierender, die Gäßchen können nicht enger, noch schmaler, noch ärmerlicher gewesen sein zu jener Zeit, als die Apokalypse auf ihr — freiwilligen oder unfreiwilligen — Reise nach Rom hindurchzog. Den verwitterten Steinbauten ent- stiegen armenhafte Gestalten, auf deren Gesichtern breite Gleich- gültigkeit, Fatalismus liegt. Zuweilen steigt einem, eingewängt in äußerst enge Häuserreihen, ein beklemmender Geduch in die Nase, der zwangsweise zu der Ansicht führt, daß hier die Abade- stellen für natürlichen Dünger recht zahlreich und wenig ge- schätzt sein müssen.

In den drängenden schmalen Gäßchen treibt reges Leben. Fast alle Christen, Juden oder Muselmänner mit Lasten vor- über. Kamel und Esel ziehen träge dahin; selbst Stroh und Schmutz verstreut bei Uebel der Wirkung. In den freien Plätzen sitzen auf niedrigen Schemeln Schone Jernals in schweibender Dis- kussion, den Kopf der Wasserpeise im lählenden Nash der Pfützen.

Der neue Teil der Stadt bietet ein freundlicheres Bild: die Straßen sind breiter, die Häuser höher und sauberer; prächtige Gärten mit Palmen und Blumen erfreuen das Auge. In den paar großen Parks, neben Kirchen und den Agenturen der Reise- und Schiffsgesellschaften vorüberwandelnd, steht man bald an der Station der Jernsalem-Bahn. Einige der Bahn- beamten sprechen ziemlich leblich französisch. Auch die Bekann- machungen in der Station und Bahn sind französisch (und ara- bisch). Zweimal täglich kriecht ein Zuglein Jerusalemwärts. Die 87 Kilometer lange Strecke kann, wenn Gott dem Gefährt seine Hand nicht ganz entzieht, in vier Stunden gerade durch- fahren werden. Die Hoffnung, daß für die fünfzehn bis sechzehn Fahrstunden auch noch Naturherrlichkeiten gespart werden könnten, sollte äußerst eckig aufgefunden werden.

An nächster Umgebung Jassas sind noch Pflanzungen und Gehölze zu sehen. Aber das Landschaftsbild ändert sich und radikal sein Gepräge. Soweit das Auge blickt Sand, Wüste. Wehlig kein Baum, kein Strauch, nirgends Straßen. Träge wandern durch das Sandmeer einige Karavannen, für ihre un- mittelbaren Nachfolger Fußstapfen als Wegweiser hinterlassend. Der Zug schleicht an einigen Dörfern von äußerster Armutlichkeit vorüber. Die Behausungen haben fast alle aus Lehm oder Erd- reich geschichtete Wände von brutal roher Beschaffenheit. Das Dach bilden einige Stöcke mit Stroh, wenn nicht Mist. Die Türen sind hoch genug, um das Durchströmen zu gestatten. An den zu- weilen auch zahlreichem Oefen stehen Mädchen und Frauen, die Früchte pflückend. Auf die Stationen kommen manche von ihnen, ihre Früchte feilhalten, dabei kräftig Backschisch heischend.

Nach nahezu zweijähriger Fahrt schwindet die Trostlosigkeit der Gegend ein wenig. Hinter der Station Sebsch sieht die Bahn ins Gebirge. Naht und ermüdend ist die Welt auch hier noch. Aber immerhin begegnet man hier und da Dörfern mit fast modernen Häusern und Ziegeldächern. An dem gewundenen Felsental Wadi es-Sarar stehen auf lustigen Höhen Städtchen, die durch ihre Lage und Bauart an kleine Festungen gemahnen. Hier muß ältere Kultur, ein feinerer Menschenschlag oder besserer Boden und reichere Wasserquellen sein, denn die Gärten und Felder werden zahlreicher. Die Flurscheiden sind durch zu klüglichen Mauern aufgeschauelte Steine kenntlich gemacht. Wand- mal sind diese Steinbauten fast so breit wie der Landstreifen, den sie umfassen. Eine Straße schlängelt der heiligen Stadt zu. Auch sie ist mit feinerer Kalksade umgeben; ihr Bett ist holperig gemacht durch Steinhaufen. Steine und Sand gibt es im gelobten Land in Fülle. Das muß immer so gewesen sein. Die vielen Vergleiche und Erwähnungen in den heiligen Schrif- ten lassen es erraten.

## Berühmte Aetna-Ausbrüche früherer Zeit.

Für den kundigen Geologen sind Aetna und Vesuv zwei ver- schiedene Welten, so nahe sie auch benachbart sind. Die beiden Berge weichen in der Gestalt weit voneinander ab; der Vesuv hat nur einen Krater, während der Aetna bei dem jetzigen Aus- bruch aus ungefähr zweihundert Oeffnungen gleichzeitig Lava und Schlacken entsendet; jener befindet sich fast immer in einem gewissen Grad der Tätigkeit, während dieser oft viele Jahre lang fast ganz zu ruhen scheint, und was der Unterschiede mehr sind. Ueberhaupt ist der Aetna vergleichsweise ein langweiliger Vulkan. Sein Hauptkrater ist in der Regel bis in unabhäbbare Tiefen vollkommen leer und füllt sich nur in verhältnismäßig langen Zwischenräumen bis an den Rand mit Lava. Dagegen bemerkt die außerordentliche Ausdehnung der Flächen, die von den Räden des Aetna bedeckt sind, daß er sich zum Vesuv beinahe verhält wie ein Miese zu einem Zwerg. Und wenn der Vesuv durch die Folgen seiner Ausbrüche in der Geschichte der Mensch- heit noch berühmter geworden ist, so ist der Umstand hauptsäch- lich der Tatsache zuzuschreiben, daß man weniger Respekt vor ihm gehabt und sich immer wieder in seiner unmittelbaren Nähe angefiedelt hat, während der gewaltige Dom des Aetna mit seinem oben und ungangbaren Lavagestein die Menschen aus der Nähe seines Schotes fernhielt.

Einer der berühmtesten Ausbrüche des Aetna war der von 1600, der eine ausgezeichnete Beschreibung durch den Carl of Wundtsche erfahren hat, der damals englischer Gesandter in Konstantinopel, aber zufällig Augenzeuge jenes Naturschauspiels war. Er schildert die Eruption als „eine Ueberschwemmung von Feuer, eine Flut von feurigen Äschen und brennenden Steinen, die mit solcher Gewalt brannen, daß ihr Strom in einer Breite von einer Meile bis zum Gestade des Meeres und noch 600 Ellen darüber hinaus sich fortwälzte, und was meine Be- wunderung noch steigerte, war der Anblick, wie diese Massen gleich rauchen Felsblöden im Meere selbst bei vier Faden Wasser- tiefe noch weiter brannen.“ Wierzig Tage dauerte der Aus- bruch, der nach dem Zeugnis des englischen Lords die Wohn- häften von 27 000 Menschen zerstörte und zwei Berge aufhäufte, hundert Schritt hoch und vier Meilen im Umfang. Von den 20 000 Einwohnern der alten Stadt Catania blieben überhaupt nur 3000 zurück.

Die beste wissenschaftliche Beschreibung hat der Aetna durch den deutschen Geologen Sartorius von Waltershausen erfahren, der ihm ein berühmtes Werk gewidmet hat. Nach der Angabe dieses Gelehrten, dessen Forschungen seit fünfzig Jahre zurück- liegen, lebten damals auf den Gehängen des Aetna immerhin 30 000 Menschen, allerdings in sehr verschiedener Verteilung. In dem Berge lassen sich drei verschiedene Zonen unterscheiden. In den unteren 600 Metern der Erhebung gedeihen alle Ge- wächse Siziliens: Orangen und Feigen, Pistazien und Oliven, der Weinstock und der Maulbeerbaum. Die zweite Zone reicht un- gefähr bis 1800 Meter hinauf und gehört den Waldbäumen an, namentlich Eiche, Föhre, Pappel, Kastanie und Pinie. Innerhalb dieses Gürtels bestehen vierzehn gesonderte Waldgebiete. Die ganze Bergmasse bis zum Gipfel aber ist eine Wüste aus schwarzen Sandhalden, Äsche und Lavamassen. Ihre Fläche bedeckt wenigstens 25 Quadratkilometer, und vom Herbst bis ins Frühjahr hinein ist sie in Schnee gehüllt, der in den höchsten Teilen sogar noch zur Sommerzeit gelegentlich in Spalten an- getroffen wird.

## Kunstchronik.

**Neues Operntheater (Das Modell).** — Das Stadt- theater hat es schon lange verkümmert, wieder einmal eine ältere Operette neu einzuführen. Ueber erwirbt man sich eine moderne, hier bereits abgespielte Operette wie den Hübelen Bauern, statt daß man in dieser Weise kein Repertoire zu er- pflanzen sucht. Das neue Operntheater hat sich mit der Auf- führung des Modells von Suppé ein entschiedenes Verdienst er- worben. Man sieht an jeder, halbwegs anständigen älteren Oper- ette — und eine andre wird man nicht einstudieren —, wie notwendig es ist, daß das Publikum mit der älteren Produ- tion, die vor allem in zwei Punkten sich von der modernen vor- teilhaft unterscheidet, in Fühlung bleibt: erstens wird nicht immerfort mit Einlagen gearbeitet, die mit der Handlung ab- solut nichts zu tun haben — weshalb manche modernen Operetten mehr ins Varietee als in ein Theater gehören — und zweitens herrscht die Balzermanie noch nicht oder nicht so ausschließlich wie heute. Das sind die zwei Kardinalfehler, an denen künstle- risch die moderne Operette krankt. Dann ist aber überhaupt der Geist, der in einer besseren älteren Operette herrscht, im ganzen ein anderer als in dem größeren und erfolgreichsten Teil der modernen Operetten. Die künstlerische Vereinfachung leichtver- ständlicher Kunst wird man ohne weiteres zugeben müssen, um überhaupt zu einem Genre wie dem der Operette in ein frucht- bares Verhältnis treten zu können. Künstler wie Müllner, Suppé, sind denn auch von diesem Naturrecht der Kunst völlig durchdrungen, sie wissen, daß die Natur sie mit einem leicht- beschwingten Talente verfeh, das verborgen würde, wenn es in erste Bahnen gelenkt würde. Aber sie nehmen den Stand- punkt der leichten Muse ebenfalls mit einer gewissen Würde und einem gewissen Ernst ein, und das ist, was ihre Operetten immer noch am Leben erhält und sie uns erfreulich macht. Auch auf dem Gebiet der Operette hat das künstlerisch Unschöne seinen langen Bestand, das ist noch der einzige Trost, der einem bleibt, wenn das aberneste Jett einen großen Jetterfolg davonträgt. Wie stark sind vor zehn Jahren die Operetten Jellers gepflegt worden, und heute trifft man sie fast nur noch in kleineren Städten.

Das Modell ist im Operntheater eine solide Arbeit. Die Handlung ist denkbar einfach, aber auf sehr glaubhaften Vor- aussetzungen aufgebaut. Das Modell des Malers ist ein schönes Mädchenmädchen, das einen Geliebten aus seinem Stand befreit. Als es Eifer sucht das gegebene; der Liebhaber glaubt ebenfalls in den Besitz von etwas Höherem zu kommen und operiert da- mit, folglich Eifer sucht auf der andern Seite. Zum Schluß natürlich eitel Freude in harmonischer Uebereinstimmung. Grundbedingung ist bei derartigen Operntexten ein einzig, daß nichts geschieht, das eine ernstliche Entzweiung herbeiführen könnte. Der Maler muß deshalb ein Mann sein, der zu seinem Modell ein rein platonisches Verhältnis hat, und das ist natür- lich auch der Fall. Das Liebespaar bleibt deshalb völlig im Mittelpunkt des Interesses, aller andre Operntextschickel ist aber sehr amüfant gewählt, so daß tote Stellen während des ganzen Stücks nicht vorkommen. Suppé gibt in seiner Musik teilweise ganz Vortreffliches, dabei musikalisch auch Höherstehen- des. Das große Zerzett im zweiten Akt, dann überhaupt die Finales der ersten Akte, das alles zeigt in seiner Art einen echten Meister.

Die Aufführung gelang zur Hauptsache sehr gut. Herr Walfar hat in der Rolle des Niccolò bisher sein weitest Bestes gegeben, die Aufführung wird sich auch ganz besonders seines Spiels wegen einige Zeit halten. Er ist außerordentlich bei der Sache, spielt so lebendig, als wäre er wirklich ein Italiener; Eifer sucht und Stolz kommen so drohlich heraus, daß man sich kaum einen besseren Vertreter der Rolle wünschen könnte. Ver- säße Jrl. Köhner etwas von dieser angeborenen Leblichkeit in den Bewegungen, dann wäre das gleiche auch von ihr zu sagen. Ihre Leistung ist nichtbedeutender sehr ansprechend. Sehr gewöhnlich gibt Jrl. Gailag die Stella.

**Neues Theater.** Freitag: Der fliegende Holländer. Sonn- abend: Der Feldherrnhügel. Sonntag, 1/2 Uhr: Die Walküre (Motan; S. Wügel vom Kaffeler Hoftheater). Montag: Maria Magdalena. — **Altes Theater.** Freitag, Sonnabend: Der Graf von Luzenbourg. Sonntag, nachmittags 1/2 Uhr: Vorstellung für das Arbeiterbildungsinstitut (Martha), abends 1/2 Uhr: Der fidele Bauer. Montag: Die geschiedene Frau.

Die Vorstellungen im Neuen Theater beginnen, wenn nichts andres angegeben, um 7 Uhr, die im Alten Theater 1/2 Uhr.

**Kleinigkeits-Schauspielhäuser.** Schauspielhaus. Freitag: Das Konzert (Gustav Heint; Lothar Wehnert). Sonn- abend: Michael Kramer. Sonntag, nachmittags 3 Uhr: Vor- stellung für den Gewerksverein S. D. (Vergeltung), abends 1/2 Uhr: Das Konzert (Gustav Heint; Lothar Wehnert). — **Neues Operntheater (Theater am Thomasturm).** Freitag: Myr Dubelstein. Sonnabend: Das Modell. Sonntag, nachmittags 3 Uhr: Vorstellung für den Gewerksverein S. D. (Jugend), abends 1/2 Uhr: Das Modell.

Die Vorstellungen im Schauspielhaus beginnen, wenn nichts andres angegeben, 1/2 Uhr, die im Neuen Operntheater, 8 Uhr.

**Battenberg-Theater.** Freitag: Sie weiß etwas. Sonnabend: Rehabilitiert. Sonntag: Sie weiß etwas. Montag: Rehabilitiert. Dienstag: Das Glück im Winkel. Mittwoch: Heimat.

## Kotizen.

Die Ansteckungskraft des Scharlachs. Die Ansichten über den Scharlach und seine Gefährlichkeit haben sich im Laufe der Zeit beträchtlich geändert, und man könnte meinen, daß jetzt im allgemeinen eine Meinung besteht, die Christlichkeit dieser Krank- heit im Gegensatz zu der früheren Anschauung zu unterföhigen. Worauf es im wesentlichen ankommt, ist die Entscheidung der Frage, ob ein Scharlachkranker unter allen Umständen von seiner Familie getrennt und in einem Krankenhause untergebracht werden soll, oder ob das nicht notwendig ist. Bei Masern ge- schieht das im allgemeinen nicht, obgleich sie eine ganz ungewöhn- liche Ansteckungskraft besitzen, so daß der Darbarzt meist eine Isolierung der noch nicht erkrankten Geschwister gar nicht ent- scheidet, weil er es für sicher hält, daß sie die Krankheit doch be- kommen. Dafür sind aber auch die Masern ein weit leichter zu heilendes, das nur selten einen bedenklichen Grad erreicht. De-

Scharlach ist weit mehr gefürchtet und auch den Aerzten selbst etwas unheimlicher, zumal die Natur des ansteckenden Keims immer noch nicht bekannt ist, was freilich auch für die Masern gilt. Ein durch lange Tätigkeit in Krankenhäusern erfahrener Arzt, Dr. Robert Milne, äußert sich aber im Lancet sehr dahin, daß man in der Familie mit scharlachkranken Kindern nicht zu ängstlich sein soll, was selbstverständlich nur dann angeht, wenn eine große Sorgfalt bei der Behandlung und zur Vermeidung der Ansteckung beobachtet wird. Milne meint geradezu, daß bei der Befolgung einiger recht einfacher Maßnahmen die An- steckungsgefahr bei Scharlach ganz vermieden werden kann, und daß die Krankheit nur wenig, wenn überhaupt, mehr zu fürchten ist als ein Anfall von Influenza oder eine einfache Mandelent- zündung. Die Hauptsache in der empfohlenen Behandlung ist eine sorgsame Einreibung des Kranken von Kopf bis zu Fuß mit Eucalyptusöl und eine wiederholte Reinigung der Röhre mit Karbolöl. Diese beiden Mittel verhüten die Verbreitung des ansteckenden Stoffs nach der Behauptung dieses Arztes voll- kommen, so daß nicht einmal der Verkehr des Kranken mit ge- sunden Kindern ausgehoben zu werden braucht. Dr. Milne gibt zu, daß ein gewisser Mut dazu gehöre, sich auf diese Behandlung allein zu verlassen und all die andern Maßnahmen, die man früher für nötig hielt, aufzugeben, aber er beruft sich für seinen Standpunkt auf die guten Erfolge derer, die seinem Beispiel gefolgt sind. Komplikationen können selbstverständlich eintreten, aber sie sollen bei dieser einfachen Behandlung nicht häufiger und sogar weniger gefährlich sein als bei Masern, wo namentlich solche Zustände wie eine Entzündung der Luftröhre und der Lunge wie auch Durchfall eine beträchtliche Sterblichkeit ver- anlassen. Wenn Dr. Milne wirklich recht behält, so würde das nicht nur an sich von Segen sein, sondern auch andre vorteilhafte Folgen haben, indem eine große Zahl von Betten in Kranken- häusern, die jetzt von scharlachkranken Kindern eingenommen werden, für andre Bedürfnisse benutzt werden könnten.

**Diamanten im Stahl.** Der künstliche Diamant ist heute nicht mehr ein Traum, sondern eine Wirklichkeit, aber leider nur eine kleine. Vielleicht wird die Wissenschaft und Technik noch einmal dazu gelangen, auch anscheinliche und entsprechend wert- volle Diamanten ohne allzugroße Kosten herzustellen, wie es bei den Rubinen ja schon gelungen ist. Da der Diamant nichts andres als gemelter Kohlenstoff ist, so ist die Beschaffung seiner Grundmasse so billig wie möglich, und es kommt nur auf ihre Umwandlung aus der gefälligen Form in die Kristallform an. Das ist aber eben die große Schwierigkeit, die vorläufig erst in unzulänglichem Maße überwunden worden ist. Wie Henri Moissan im elektrischen Ofen die ersten künstlichen Diamanten erzeugte, ist in die Annalen der Physik als eine Thatat einget- zeichnet. Fast noch merkwürdiger und gewissermaßen aufregend aber ist der Umstand, daß von Zeit zu Zeit immer wieder das Vorkommen von kleinen Diamanten an den Wänden von Hoch- öfen berichtet wird. Der berühmteste Fund dieser Art wurde von Leon Frank im Jahre 1890 in den Hochöfen in Luxemburg gemacht. Er entdeckte dort einen regelmäßigen Kristall von der Form eines Oktaeders, wie sie der Diamant gewöhnlich zeigt. Gleiche Kristalle wies Frank, der nun zu suchen begann, auch im gewählten Stahl nach. Der auffallendste Fund kam selbstverständlich auch zur Kenntnis von Moissan, dem Groß- meister auf diesem Gebiet der Physik, hatte aber keine Gnade vor ihm. Der berühmte Forscher erklärte ihn nämlich für einen Carborund, nicht für einen Diamanten. Der Carborund besteht nicht aus reinem Kohlenstoff, sondern aus dessen Verbindung mit Bor (Borcarborund). Manche Fachleute dachten nun den Spieß um und erklärten auch die künstlichen Diamanten von Moissan selbst für Kristalle von Carborund. Andererseits wurde festgestellt, daß eigentümliche Kristalle, die im Eisen und dessen Legierungen vorkommen und bis dahin als Carborund betrachtet worden waren, wahrscheinlich eigentlicher Korund waren. Der Korund, der in seinen edlen Ausbildungen den Saphir und Rubin bildet, besteht aus einer Verbindung von Tonerde und Sauerstoff. Nach einem Auffatz in der Wochenchrift Engineering haben neue Untersuchungen die Wahrscheinlichkeit zutage ge- bracht, daß alle diese Urteile mit vielen Irrtümern befaßt ge- wesen sind. Danach wäre auch jenes Gutachten von Moissan falsch gewesen, und ebenso das von Osmond, der gewisse bläu- liche Kristalle in einem Stahlblock als Carborund und Graphit erklärt hatte. Die Forschungen von Johansen über die Be- schaffenheit eines farblosen Sandes, der in einem Hochofen der Breckner Hütte gefunden worden war, haben nunmehr zu der Vermutung geführt, daß all jene angeblichen Diamanten und Carborund-Kristalle der Hochöfen eigentlich Korund sind, der in seiner Härte von allen Mineralien dem Diamanten am nächsten steht. Diese Auffassung steht mit andern Erfahrungen in guter Uebereinstimmung. Wenn sich im Hochofen so verhältnismäßig leicht künstliche Diamanten bilden würden, so sollte auch ihre abschließliche Herstellung nicht schwer sein, wie es tatsächlich ist. Diese hat es bisher über einen Erfolg von wissenschaftlichem Interesse nicht hinausgebracht. Die künstliche Herstellung von Rubinen und Saphiren dagegen, die eben aus Korund bestehen, hat einen Aufschwung genommen, der auch praktisch bereits in Betracht kommt. Daraus ergibt sich der Schluß, daß sich Korund- Kristalle sehr viel leichter bilden als solche des Diamanten, und daher werden wohl auch die viel unstrittigen „Ebelsteine der Hochöfen“ nur in Korund bestehen.

Das Auto des armen Mannes. Der alte Edison nimmt jetzt die Baden gewaltig voll; seit wenigstens zehn Jahren hat er an der Erfindung eines Akkumulators von hoher Leistungsfähigkeit bei geringem Gewicht gearbeitet. Vor fünf Jahren etwa glaubte er so weit zu sein, daß er den Erfolg dieser Arbeiten in die Welt hinausrufen dürfte, und dennoch hielt er diesmal seinen Ruhm nicht stand, sondern mußte bald zugeben, daß sein neuer Akku- mulator noch immer nicht den Anforderungen genügt, die vor der Praxis gestellt werden. Seit Anfang März d. J. sind nun endlich öffentliche Gefährte in den Straßen von New-York zu sehen, die mit Akkumulatoren getrieben werden und die Jahr- gänge zu gewöhnlichen Preisen befördern. Jetzt hält nun auch Edison nicht mehr damit zurück, seiner Verdringung über das endliche Gelingen seiner Bemühungen in kräftigster Form Aus- druck zu geben, was selbstverständlich in der Gestalt von Ähnen- Prophezeiungen geschieht. Er hat sich dahin ausgesprochen, daß seine Akkumulatoren schließlich jede andre Art von Triebkraft im Straßenverkehr verdrängen werden. Aber damit noch nicht genug! Er soll wörtlich geäußert haben: „Die Zeit wird binnen kurzem da sein, wo Isebramm, mit Ausnahme der Alexander, sein eigenes Automobil besitzen wird, das mit Akkumulatoren betrieben wird. Das wird die Morgenröte des rauchlosen, ge- ruschlosen und geruchlosen Zeitalters sein.“ Offentlich hat der alternde Edison sich nicht zum zweitenmal in seinem Akkumula- tor getäuscht. Wenn dieser nur überhaupt einen Fortschritt be- deutet, so mögen ihm seine Prophezeiungen verzeihen sein, die doch nun einmal mit der Eigenart amerikanischer Erfinder un- trennbar verbunden zu sein scheinen.

## Engelafene Schriften.

Famille Remonier, Warum ich Männerleber trug. Erlebnis einer Frau. Roman. Mit einem Geleitwort von Stefan Zweig. Berlin-Charlottenburg, Ugel Jander-Verlag Preis 4 Mark.

Konzert-Taschenbuch für die Saison 1910/11 Dritter Jahrgang. Herausgegeben von dem Konzertdirektor Emil Gutmann in München. München, Selbstverlag.